

# Der "trübe Molch"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668863>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kisen besetzt, in die Hand und entschreitet majestätisch.

Als ich meinen Kaffee getrunken habe, wandle ich durch die Rue Bab el Oued. Vor einem Souvenirladen bleibe ich stehen und betrachte mir die Auslage.

Inmitten des Touristenkitsches liegt eine ganze Reihe genau der selben Schmuckstücke, wie ich eben eines für zweihundert Franken geschenkt bekommen habe. Genau so fürchterlich aus silberglänzendem Metall geklöppelt und mit Türkisen besetzt. Preis pro Stück: 150 Francs. Im Dutzend billiger ...

*Philemon*

## DER «TRÜBE MÖLCH»

Diese kleine moderne Kindertragödie endete damit, dass einige Mölche, die unser Christoph in einem Konfitüreglas auf der Veranda betreute, eines Morgens tot waren. Aber angefangen hat sie schon viel früher, diese richtige Grosstadtkindertragödie. Denn bevor Christoph sich auf die Zucht von Mölchen spezialisierte, die er aus dem trüben Wasser eines Wiesenbaches — des einzigen Rinnals, das noch frei durch unser immer mehr überbautes Quartier fliesst — fischte und zur liebevollen Betreuung heimtrug, versuchte er es mit Meerschweinchen. Aber gegen die Anwesenheit dieser neuen Mitbewohner schritt der Hausmeister sofort energisch ein. «Mein Haus ist kein Schweinestall», belehrte er uns, «ich will keine Reklamationen wegen dieser stinkenden Biester riskieren». Was fruchtete es, dass ich ihn an unsere eigene Jugend erinnerte, in der auch einmal in einem ganz bestimmten Entwicklungsabschnitt Meerschweinchen eine grosse Rolle gespielt hatten. «An solche kindliche Spiele erinnere ich mich nicht mehr», erklärte er kategorisch und fügte bei: «Uebrigens leben wir heute in einer anderen Zeit.» Das ist es ja eben, diese moderne, fortschrittlich gesinnte Zeit ist gerade den Kindern in den grossen Städten und ihrer Sehnsucht nach Romantik nicht günstig gesinnt. Im Namen eines neuen Zeitgeistes werden wohl sehr weise und

gelehrte Bücher über Kinderpädagogik und Methodik verfasst, aber manchmal dünkt es mich, den Verfassern oder Verfasserinnen fehle es an der praktischen Erfahrung im Umgang mit Kindern. Auch Tiergeschichten und Bilderbücher, in denen Tiere in Menschengestalt einhergehen und die Phantasie der Jugend anregen, gibt es viele, nicht zu reden von den Walt-Disney-Filmen, die ein von Tieren regiertes Zauberland vorgaukeln, das weit entfernt ist von der Wirklichkeit.

Kann man es da den Stadtbuben verübeln, wenn sie in ihrer, durch komfortable Bauten immer enger werdenden Umwelt, nach einem konkreten Objekt ihrer ungetrübten Liebe zur Kreatur suchen? Gelangen sie dann an das Ziel ihrer Wünsche, sind sie endlich imstande, kleine samtweiche Tierchen zu hegen und zu pflegen — schreitet so ein allgewaltiger Hausmeister ein und belehrt sie im Tone der Erwachsenen: «Solche Biester stinken.» Es ist manchmal auch für die Eltern zum Verzweifeln.

Als es mit den Meerschweinchen aus war, versuchten wir es mit einer Katze. Stillter und gesitteter hat sich noch selten ein Kätzlein aufgeführt, als unser «Mietzi». Streng hielt sie sich an die Hausordnung, verzichtete wohlweislich auf nächtliche Eskapaden und ebenso auf jede Störung der Nachtruhe. Aber eben, und das war nicht ihre Schuld, sie hatte es auf die Vögel im Garten abgesehen. Da half auch die strengste Erziehungsmassnahme nichts, dieses Spiel liess sich Mietzi nicht nehmen. Ob sie einmal ein Opfer erwischt hat, wissen wir nicht. Wir wissen nur, dass etliche Mitmenschen in der Nachbarschaft über Mietzi sehr erobost waren und ihr Steine nachwarfen, so oft sie sich im Garten auf die Lauer legte. Bis eines schönen Abends — die Bäume standen eben in voller Blüte — unser Kätzlein nicht zur gewohnten Stunde um die Küchentüre strich. Unheil ahnend brach Christoph auf, um Mietzi zu suchen. Er fand sie endlich in einer Hecke, wo sie sich in Krämpfen wand. Wahrscheinlich war sie von böser Hand vergiftet worden. Am nächsten Morgen begruben wir sie unter dem Ahornbaum, und ein kleines Holzkreuz mit dem Namen «Mietzi» erinnert fortan an ihr kurzes Erdenwallen. In den Bäumen ringsum zwitschern und singen die Vögel und dürfen sich nun endlich eines ungestörten Daseins erfreuen, was ihnen ja wirklich zu gönnen ist. Das Ende unseres Kätzchens hat die instinktive Zuneigung Christophs zu allen Lebewesen erschüttert, und lange gab er sich

überhaupt nicht mehr mit Tieren ab. Bis er dann einige Wochen bei einem Bauern auf dem Land in den Ferien weilte. Als er von dort heimkehrte, stellte er uns spontan die Frage: «Warum ziehen wir nicht hinaus in ein Dorf, wo man so vieles tun darf, was hier verboten ist?» Darauf gab es halt keine richtige Antwort, und so leben wir weiter zwischen vielen Verboten dahin.

Aber nun ist Christoph kürzlich auf die Idee mit den Mölchen gekommen. Zusammen mit einem Nachbarsbub fischte er einige dieser zappelnden und wahrlich nicht besonders anmutig aussehenden Tierchen aus dem Wiesenbach und setzte sie in einem Konfitürenglas aus. Aber damit begnügte er sich noch nicht. Zu früher Morgenstunde schon ging er erneut auf die Molchjagd und borgte sich meine Armbanduhr aus, um ja nicht verspätet zur Schule zu kommen. Dieser frühmorgendliche Jagdeifer wurde sehr übel vermerkt. «Ein Mann ist gekommen und hat gesagt, das sei verboten.» Nach Christophs Beschreibung muss es sich um einen Polizisten in Zivil, einen Inspektor oder Aufseher gehandelt haben, der für Ruhe und Ordnung in dieser letzten Grünzone des Quartiers verantwortlich ist. Jedenfalls notierte er sich die Namen der strafbaren kleinen Sünder in seinen Taschenkalender und deutete an, er werde sowohl die Lehrerin als auch die Eltern informieren. Und dann sprach er das vernichtende Wort: «Wer nach Mölchen fischt, ist ein trüber Molch.» Da mag dem Buben ein symbolischer Zusammenhang zwischen der Garstigkeit jener kleinen Tiere und gewissen Menschen aufgegangen sein. Diese Ähnlichkeit mag ja wirklich in gewissen Fällen zutreffen, doch ist es schade, dass sie von einer erwachsenen Respektperson so früh und so drastisch kleinen Buben klar gemacht wird. Denn da sie schliesslich nicht «trübe Mölche» sein wollen, wenden sie sich lieber, durch Erfahrungen klug geworden, ganz von «niedereren Kreaturen» ab. Deshalb starben auch die Mölche im Konfitürenglas auf der Veranda.

Wie gesagt, da werden sehr weise und ausgeklügelte Bücher über Kindererziehung geschrieben, neue Wege der Pädagogik beschritten, und die hypermodernen Schulhäuser sehen aus wie Schmuckkästchen in einer immer nüchterner werdenden Welt. Mich dünkt manchmal, der bekannte amerikanische Schriftsteller Dale Carnegie habe gar nicht so unrecht mit seinem ernst gemeinten Vorschlag, eine «Vereinigung zur Erziehung Erwachsener» zu gründen.

## DER LOHN DES

## WARTENS

Es regnete seit zwei Stunden. Der Wind jagte die Tropfen unbarmherzig aus ihrer natürlichen Fallrichtung. Die Strassenlampe zuckte wie ein aufgehängter Froschschenkel. Aus der Dachrinne floss das Wasser in einem gurgelnden Strahl zu Boden und weichte die umliegende Erde zu braunen, schmutzigen Klumpen auf. Die grosse Uhr zeigte genau fünf Uhr, als ich meinen Dienst im kleinen Bahnhof des Kurortes antrat.

«Nichts zu melden», sagte Mario, den ich ablöste. Er bürstete sich in langsamen Bewegungen den Rock sauber.

«Das heisst, der Zug von Rom meldet dreizehn Minuten Verspätung. Wie immer um diese Zeit». fügte er hinzu und steckte eine Zigarette in Brand. Bei der Türe grüsste er mit der Hand an der Schläfe, als ob er noch die Mütze trüge. Ich vertiefte mich in unerledigte Frachtbriefe und besorgte Eintragungen, die Mario, wie üblich, mir überlassen hatte. Als ich einmal den Blick hob, sah ich einen grossgewachsenen Mann durch die grosse Türe der Wartehalle treten. Er hatte den Kragen seines Regenmantels hochgeschlagen. Von seiner Stirne troff das Wasser über das Gesicht. Der Mann wischte sich mit einem Taschentuch die Stirne trocken und schüttelte den Mantel aus. Auf seinem pechschwarzen Haare glänzten die Wassertropfen. Er stellte sich vor die schwarze Tafel neben dem Schalter hin und studierte die Ankunftszeiten der Züge. Ich sah, dass er beim Lesen die Lippen bewegte. Nach einer Weile schritt er durch die Absperrung zu den Bahnsteigen. Eine Viertelstunde später kündigte das Läutwerk den erwarteten Zug an. Ich ergriff den Befehlsstab, stülpte die Schirmmütze über den Schädel und begab mich auf den mittleren Bahnsteig.

Ein heftiger Windzug blies mir beinahe die Mütze vom Kopfe. Auf dem Bahnsteig standen einige Personen fröstelnd herum. Eine junge Frau sass auf ihrem Koffer gekauert. An einen Pfeiler